

Wanderstab nicht ruhig im Winkel stehen, so lange der Kreislauf noch nicht beschlossen und Jean Paul noch nicht wieder vereinigt war mit dem Freunde, mit dem er zuerst hinaus getreten war auf den verhüllten Pfad, und an den sich fort und fort seine dichterischen und philosophischen und politischen Gedanken richteten, mit seinem Christian Otto in Baireuth.

## VI.

Baireuth. Politische Dichtkunst. Hausleben. Via recti. Charakterzüge.

1804 — 1813.

Der Umzug von Koburg nach Baireuth im November 1804 bildet einen entschiedenen Abschnitt in den äußern Lebensverhältnissen Jean Pauls. In Leipzig, Weimar, Berlin, in Meiningen und Koburg hatte er in der That nur wie ein Gast gelebt; nach Baireuth zog er wie in seine eigentliche Heimath. Die weiten grünen Auen, das sanfte Blüthenthal von Fantaisie, die reizenden Gartenanlagen der Eremitage hatte er schon vor Jahren für seinen „Siebenkäs“ durchstreift. Jede Stelle war ihm lieb geworden und vor allem theuer der Blick auf die blauen Fichtelberge, „hinter die seine Phantasie so gern zog und in deren Nebelwelt, auf deren Nebelrücken er sich eine neue Morgenwelt erbaute.“ Bald auch hatte er einige stille Plätzchen gefunden, wo er nach seiner Gewohnheit unter freiem Himmel arbeiten konnte, wie namentlich eine grüne, oben offene Laube im Garten des H. Kammerrath Mindel

nahe bei der Stadt. Häufig auch sah man ihn des Morgens, den Büchsenfaß mit Papieren und Büchern über der Schulter, in der Hand einen starken knotigen Stock, seinen Seidenspiß zur Seite, durch die große Lindenallee, die nach der Eremitage führt, gehen. Eine halbe Stunde von der Stadt, wo der Weg sich theilt, steht mit freier Aussicht über das Thal von Michach und auf das Fichtelgebirge ein kleines Haus, in dessen oberm Stockwerk Jean Paul ein Zimmerchen zu seiner Arbeitstube machte. Die gutmüthige, freundliche und auf die Ehre eines solchen Besuches stolze Besitzerin des Hauses, Frau Kollwenzel sel., hat nicht nur das Glück erlebt, daß ihr hochverehrter Gast ihrem Häuschen bis an sein Ende treu geblieben ist, sondern auch daß ihr Name mit den Erinnerungen an ihn in dauernde Verbindung gebracht worden. Denn wer nach Jean Paul fragte in Baireuth, der wurde in der Regel zur Frau Kollwenzel gewiesen, wo er so häufig arbeitete, und noch bis zum Tode der guten Frau, ja noch lange nachher, wurde das Stübchen unverändert gelassen, wo der Schreibtisch des Dichters gestanden. Und da ihr diese Stelle gesichert ist im Leben Jean Pauls, so wollen wir sie auch selbstredend einführen mit den Worten, wie sie uns ein treuer, trefflicher Berichterstatter, der Dichter Wilhelm Müller, überliefert hat, als er nach Jean Pauls Tode Baireuth und das Kollwenzel-Häuschen besucht hatte. Er schreibt:

„... Eine schattige Kastanien-Allee führt nach der Eremitage. Aber auf halbem Wege, da wo er eine scharfe Ecke bildet und sich links wendet, machen wir an einem kleinen bräunlichen Wirthshause Halt, vor dessen Thür uns eine ältliche, wohlbeleibte, kleine Frau, mit einem flugen und beredten Gesicht, in einer zwischen Stadt und Dorf schwankenden Tracht,

wie liebe Bekannte grüßt und zu sich herein ladet. Gute Alte, woran hast du uns Fremdlingen es abgesehen, daß wir nicht nach Bier und Wein in deine Schenke treten? du fragst nicht, was wir essen wollen, oder wonach wir dürsten, du führst uns geheimnißvoll die Treppe hinauf, öffnest eine kleine Thür und sprichst zu uns mit Thränen in den Augen und stolzer Freude auf den Lippen: das ist die Stube! hier hat Jean Paul seit 20 Jahren fast tagtäglich gefessen und geschrieben; hier an diesem Tische hat er gearbeitet, viel gearbeitet, ach Gott, er hat sich zu Tode gearbeitet. Ich hab' es ihm oft gesagt: Herr Legationsrath, Sie arbeiten sich zu Tode! Schonen Sie sich! Sie halten es nicht lange so aus! — Wenn ich manchmal um zwei Uhr mit dem Essen fertig war und anklopfte und frug: Herr Legationsrath, befehlen Sie zu speisen? dann saß er da, die Augen roth und groß aus dem Kopfe herausstehend, und sah mich lange an, eh' er sich besinnen konnte. Gute Kollwenzeln, sprach er dann, noch ein Stündchen. Und nach einem Stündchen kam ich wieder, aber der Geist ließ ihn noch nicht zu sich kommen, und wenn er endlich aufstand und die Treppe herunter kam, da schwankte er hin und her, und ich ging, ohne daß er es merkte, vor ihm her, damit er keinen Schaden nähme. Ach Gott, da dachten die bösen Menschen, die ihn nicht kannten, er hätte zu viel getrunken. Aber, so wahr mich Gott selig mache, das war es nicht. Ein Fläschchen Rouffillon des Tags über, Abends manchmal ein Krug Bier, mehr hat er bei der Kollwenzeln nicht zu sich genommen, einen Ehrentag etwa ausgenommen, wenn er mit einem Paar guten Freunden hier war. Ja, denn es konnte es ihm Keiner so recht machen, wie die alte Kollwenzeln, und er hat viel, sehr viel auf mich gehalten. Aber ich habe ihn auch ge-

pflegt, wie einen Gott auf Erden habe ich ihn angesehen, und wenn er mein König und mein Vater und mein Mann und mein Sohn zusammen gewesen wäre, ich hätt' ihn nicht mehr lieben und verehren können. Ach, das war ein Mann! und wenn ich gleich seine Schriften nicht gelesen habe, denn er wollte es nicht haben, so bin ich doch immer so glücklich gewesen, wenn ich hörte, wie sie weit und breit gelesen und gelobt würden, als hätt' ich selber daran geholfen. Und die Fremden, die hieher kamen, die mußte man hören, wenn man den Herrn Legationsrath wollte schätzen lernen. Denn hier in Baireuth haben sie ihn gar nicht zu ästimieren gewußt. Aber in Berlin, da haben sie seinen Geburtstag in einem prächtigen Saale gefeiert, lauter große und gelehrte Leute, und da haben sie auch meine Gesundheit getrunken, das hat mir der Herr Legationsrath selber aus dem Briefe von Berlin vorgelesen. Und er hatte mir auch versprochen, in seinem neuen Buche sollte ich den Schluß machen. Ach Gott, wenn er nur noch lebte, ich wollte die Ehre, die er mir zugedacht hatte, gar nicht in Rede bringen. . . .

Die Kollwenzeln unterbrach unsre stillen Betrachtungen, die sich um den Kulm bewegten, und rief uns in die kleine Stube zurück. Ach Gott, wenn ich bedenke, wie viel der Herr Legationsrath hier, hier auf dieser Stelle geschrieben hat! und wenn er sich hätte ausschreiben sollen! Fünzig Jahre noch hätte er zu schreiben gehabt, das hat er mir selber oft gesagt, wenn ich ihn bat, sich zu schonen und das Essen nicht kalt werden zu lassen. Nein, nein, so ein Mensch wird nicht wieder geboren. Er war nicht von dieser Welt. Ich habe oft darüber nachgedacht, und da habe ich einmal zu ihm gesagt: Herr Legationsrath, lachen Sie die alte Kollwenzeln nicht aus:

ich habe mir Sie so vorgestellt, wie einen Kometen, lauter Licht, und man weiß nicht, wo er hergekommen ist und wo er bleibt. Und ein anderesmal, als er seinen Geburtstag hier feierte, da hab' ich gedacht: Kollwenzeln, du mußt dem Herrn Legationsrath doch auch einmal etwas machen. Da hab' ich auf ein großes schönes Blatt Papier schreiben lassen: An diesem Tage sahe Er das Licht und Er ward Licht. Wie er sich nun zu Tische setzte, da lagen unter seinem Teller viele Gedichte und Glückwünsche, gedruckte und geschriebene. Und er fing an zu blättern, und wie er meine Schrift in die Hände bekam, da lachte sein ganzes Gesicht vor Freude, und er gab mir die Hand und sagte: „Das ist von meiner guten Kollwenzeln.“ Gott hab' ihn selig! Er war's hier schon. Eine Blume konnte ihn selig machen über und über, oder ein Vögelchen, und immer wenn er kam, standen Blumen auf seinem Tische und alle Tage steckt' ich ihm einen Strauß ins Knopfloch. Es ist nun wohl ein Jahr, da blieb er weg und kam nicht wieder. Ich besucht' ihn drinnen in der Stadt, noch ein paar Wochen vor seinem Tode; da mußt' ich mich ans Bett zu ihm setzen, und er frug mich, wie es mir ginge. Schlecht, Herr Legationsrath, antwortete ich, bis Sie mich wieder beehren. Aber ich wußt' es wohl, daß er nicht wieder kommen würde, und als ich erfuhr, daß seine Kanarienvögel gestorben wären, da dacht' ich: Er wird bald nachsterben. Sein Pudel überlebt' ihn auch nicht lange, ich hab' ihn neulich gesehen, das Thier ist nicht mehr zu kennen.

Gott, nun hast du ihn bei Dir! Aber ein Begräbniß hat er bekommen, wie ein Markgraf, mit Fackeln und Wagen, und ein Zug von Menschen hinterdrein, man kann's nicht erzählen. Ich war vorangegangen auf den Gottesacker hinaus, und wie

ich so allein vor dem Grabe stand, in das er hinunter sollte, da dacht' ich mir: Und da sollst du hinunter, Jean Paul? — Nein, dacht' ich, das ist Jean Paul nicht, der da hinunter kömmt. Und wie der Sarg vor mir stand, da dacht' ich wieder so: Und da liegst du drinnen, Jean Paul? — Nein, das bist du nicht, Jean Paul. — Sie haben auch eine schöne Leichenpredigt gehalten, und sie haben mir einen Stuhl dicht beim Grabe gegeben, darauf hab' ich sitzen müssen, als ob ich dazu gehörte, und als Alles zu Ende war, haben sie mir die Hände gedrückt, die Familie und der Herr Otto und noch viele große Herren.

Thränen erstickten die Rede der guten Alten, und wir drückten ihr die Hand, wie die Leidtragenden am Grabe. Was sind alle Ehrenschriften und Lobreden auf den großen Geist gegen das stille Brandopfer deiner Verehrung! möge dein kleines Haus zu einem Denkmale für ihn sich umgestalten! das Häuschen bleibe unverändert, die Stube desgleichen, aber, wie ein Reliquienkästchen werde es mit einem Bogen des Triumphes überbaut und der Bogen überzogen mit siebenfarbigen Blumengürteln, ein Bogen des himmlischen Segnens!

Er (Jean Paul) pflegte die Eremitage nicht selten zu besuchen, hörten wir erzählen, manchmal als Gast des dort den Sommer über wohnenden Herzogs Pius, zu dessen Tafel er gezogen wurde. Jedoch mußte sein Budel immer mit eingeladen sein, versicherte man uns, sonst hätte er sich an keines Kaisers Tafel gesetzt. Der Herzog Pius fügte sich mit seiner Hofordnung in die geniale Laune Jean Pauls, und wenn ein Geist, wie er, die Weltordnung gleichsam verrückt, warum sollte sich die Hofordnung nicht eben soviel gefallen lassen?“

Bei der Art der Zeiteintheilung und Zeitbenutzung, wie sie Jean Paul sich zum Gesetz gemacht, lag das Bedürfnis nach geselligem Umgang ihm ziemlich fern. Dennoch hatte ihm Koburg zu wenig gewährt. In Baireuth hatte er außer den beiden seinem Herzen angehörigen Freunden Otto und Emanuel noch einen Kreis auserlesener, in Wissenschaft, Staatskunst und allgemeiner Bildung hervorragender Männer, wie den Arzt Langermann, den nachmaligen Staatskanzler v. Hardenberg, Minister v. Schuckmann, den Präsidenten v. Bölderdorf, die literarisch thätigen Regierungsräthe v. Dobeneck, Krause, den Naturforscher Dr. Seebeck u. A., mit denen ein vielfach anregender Verkehr gepflogen wurde.

Baireuth und das Voigtland gehörten damals zu Preußen. Ein Besuch des Königs und der Königin in Alexanderbad, im Junius 1805, und eine Einladung Hardenbergs brachte Jean Paul wieder einmal in seine Geburtsstadt Wunsiedl und gab ihm die Veranlassung zu einem musikalischen Festspiel, das den königlichen Gästen in den Felsenschluchten der Luchsburg aufgeführt wurde. Es war ein „Wechselgesang der Dreaden und Najaden,“ der sich in der Herbstblumene zweiten Theil abgedruckt findet.

Was nun Jean Pauls schriftstellerische Thätigkeit in dieser Zeit überhaupt betrifft, so ist bereits gesagt worden, daß er nach Beendigung der Vorschule der Aesthetik (16. Juli 1804) die Levana geschrieben (vom Juli 1805 — Oct. 1806). Die Flegeljahre, deren vierten Band er vom 15. Aug. 1804 bis 30. Mai 1805 umgearbeitet, ließ er unvollendet, vornehmlich weil die Zeitereignisse eine für die Aufnahme eines so harmlosen Lebensbildes nothwendige Stimmung nicht

gewährten. Ja es war ganz natürlich, daß Jean Pauls Phantasie, die nie und nirgend von seinem Herzen sich getrennt, auch jetzt allen Bewegungen desselben folgen und seinen Empfindungen des Schmerzes und der Hoffnung Gestalt und Ausdruck geben wollte.

Die Franzosen waren im Lande. Zu der doppelten Demüthigung Oestreichs (durch den Frieden zu Luneville und den zu Proßburg); zu dem Abfall mehrerer deutschen Staaten vom Reichsverband, der Auflösung des deutschen Reiches selbst und der Abdankung des Kaisers; zu der Gründung eines deutschen Fürstenbundes unter Napoleons Oberhoheit zu Paris, kam 1806 noch der Fall von Preußen, an dessen Größe sich seit Friedrich II. Deutschland wie an seine eigne einstige gehalten. Den deutschen Fürsten war der Scepter gebrochen, auf den Völkern lastete schwerer Druck und unsre Literatur wurde nicht mit scheelem, sondern mit polizeilich scharfem Auge betrachtet, bewacht und in immer engere Schranken gestellt; ein neues Kaiser=Rom schien von Paris aus der germanischen Freiheit und Selbstständigkeit den Untergang zu verkündigen und wiederum griffen die Fänge des blutigen Adlers ins Mark unseres Volkes.

Aber in diesem lebte der ursprüngliche Geist noch, wenn er auch Vielen im Wettersturm unsichtbar geworden. Die Weisen der Nation sahen und erkannten ihn und wußten von seiner jugendlichen Kraft, und Vaterlandsliebe verband sie zu gemeinsamen Thun. Unter den Vorkämpfern einer der ersten war Jean Paul. Von je der begeisterte Wortführer der Freiheit ergriff er die heilige Waffe der Dichtkunst gegen jede Knechtschaft, woher sie auch kam, für die Selbstständigkeit des deutschen Vaterlandes und für dessen Einheit erglühend und

beseelt von dem Muth, ungebeugt jedem Unglück, jeder Gefahr entgegen zu treten. Eine Zeitlang kämpfte die Bewunderung der Größe Napoleons in ihm mit der Empörung seines deutschen Herzens; als aber das Schicksal Deutschlands immer unzweideutiger wurde, als sich die Bessern zusammenthaten zu fester Vereinigung gegen die wachsende Gewalt, da trat auch Jean Paul dem höhern Tugendbunde bei und wirkte für die deutsche Sache mit Wort und That. Für die Menschheit hätte er gern die Deutschheit gegeben; als aber beide einen Feind hatten, wandte er sein Auge wider diesen. Nur in den Jammergesang der Verzagten stimmte er so wenig, als in den Aufruf zum Franzosenhaß. Am wenigsten hatte die Furcht vor Vernichtung Deutschlands Raum in seinem Herzen. „Geschichte, Geschäfte, ein philosophisches rechtes, ein poetisches linkes Auge und die Ahnung und Pflege der sittlichen Welt“ ließen ihn durch den Schleier, der vor der Zukunft lag, dringen; von seiner Höhe überblickte er alle Zeiten und alle Völker, sah ihren unaufhaltsamen Fortgang und überließ es den Geistes-Wilden, die Sonnenfinsterniß für Weltuntergang zu nehmen. „Was sind Aussichten Deutschlands, oder Europas? die auf ein Jahr oder ein Jahrhundert? Man darf eben keine Zeit nennen und meinen, sondern nur die ewigen Naturgesetze, welche jetzt ja schon hinter uns in der Geschichte thronen und reden.“

So empfand und dachte Jean Paul für Deutschland, für die Welt; und so konnte er nicht schweigend seine Wege ziehen neben den Begebenheiten, die die Herzen der Zeitgenossen erschütterten, empörten oder brachen: er ward zum politischen Dichter. Fragen wir aber, was ungebeugt und aufrecht durch alle seine politischen Schriften geht, so ist es die — Hoffnung.

Diese Sprecherin und Bürgin der Vorsehung begleitete ihn durch jene Zeit, wo über jeder Wolke eine höhere stand, und über dieser wieder eine emporstieg; sie schaute durch diese Wolken hindurch und sah und zeigte die Sonne; sie führte ihn herab in die vom Sturm bewegten Niederungen und er brachte Trost, Kraft und Erhebung in die gebeugten Herzen. Mit dieser aus dem Anschauen ewiger Gesetze gewonnenen Weltansicht konnte er dem Einzelnen im Volk wie auf dem Thron die Wege des Heils und des Verderbens lehrend und warnend zeigen; der Ausgang der Begebenheiten mußte vor sein Auge treten, daß er mit prophetischem Worte der Zukunft voraneilte; er mußte selbst in sich Ruhe und Festigkeit gewinnen, dem näher und höher steigenden Unglück zu begegnen und mitten in der verworrenen und trüben Gegenwart die Freude festzuhalten und den Scherz und grade dann mit ihren Gaben hervorzutreten, wenn die Menschheit am meisten ihrer bedurfte. Und so geschah es, daß mitten im Krieggetümmel das wunderliche Hasenherz Attila Schmelzle, der klemeisterliche Fibel, der ergößliche Zyniker Katzenberger, die tapfern Ziebingen und Großlausauer mit ihrer Heerschau aus seiner Feder an das Licht der Welt traten, während der erhabene Flug seiner Dämmerungen, das milde Feuer seiner Friedenspredigt und das hochausfordernde seiner politischen Fastenpredigten mahnend und warnend, tröstend und erhebend den Ernst der Zeit und die über alle Zeit reichenden ewigen Anforderungen an die Menschheit vor die Seele führte.

Für eine literarische Thätigkeit in dieser Richtung war Jean Paul vornehmlich mit Fr. Berthes in Hamburg und Cotta in Tübingen verbunden. Den erstern unterstützte er

bei der Gründung des „vaterländischen Museums,“ letztern bei der des „Morgenblattes,“ dessen Eröffnungssrede er schrieb, 1806. Zu den mancherlei Verbindungen ähnlicher Art, in welche er sehr gegen Wunsch und Willen gezogen wurde, weil sie ihn von Ausarbeitung größerer Werke abhielten (z. B. mit Friedrich Schlegel, für dessen „deutsches Museum“), kam in dieser Zeit auch die mit den Heidelberger Jahrbüchern, für welche er unter dem Zeichen „Frip“ eine Folge von Recensionen schrieb, die später in der kleinen Bücherschau neuredigiert zusammengestellt wurden; so wie die in Zeitschriften und Almanachen zerstreuten Aufsätze jener Zeit in der Herbstblumene vereinigt sind.

Will man übrigens Stimmung und Richtung Jean Pauls in jener Zeit aus wenigen Worten kennen lernen, so sind es jene im Mai 1808 an Otto geschriebenen:

„Mein Inneres ist jetzt starr, trocken, kalt; der Frühling und all seine Sternenhimmel haben mir nichts an; ich bleibe starr-kalt, bis das große Welt- (Europa-) Spiel gewonnen ist. Dieß hält mich indeß nicht ab — denn es spornt mich an — zum All-Besten mit Einzel-Kräften feurig mitzuwirken. Welchen die Zeit niederschlägt, der richte zuerst sich wieder auf und dann diese mit. Wenn die Vielheit der Teufel etwas vermag, so noch mehr die der Engel. Noch mehr sag' ich; denn die menschliche Natur gibt zehn Engeln das Uebergewicht über hundert Teufel. Denn wäre dieß nicht, so wäre bei der Ueberzahl der Schwachen und Dummen und Schlimmen längst die Menschheit eingesunken, anstatt gestiegen.“

Wie diese Denkweise die Liebe zu Jean Paul in Vielen seiner alten Freunde befestigte, und ihm viele neue gewann,

konnte es nicht fehlen, daß sie ihm auch einige abwendig machte. Unter letztern sprach sich einer seiner hochgestellten Verehrer aus früherer Zeit mit ganz besondrer Schärfe, ja Erbitterung gegen ihn aus, der Herzog Emil August von Gotha. Er nahm die Gelegenheit dazu von einer Fürbitte Jean Pauls um eine Unterstützung für die Tochter Schlözers, die er nicht einfach abschlug, sondern mit einer Zuthat von Erbößung über des Dichters neueste Schriften, wobei nur die Angst vor irgend einem Nachwort desselben ihn bestimmte, seiner Grobheit mit einem verhüllenden Mäntelchen nachzulaufen.

Dagegen gewann er grade durch das, was ihm den Herzog von Gotha entfremdete, das Herz eines andern deutschen Fürsten, der — der erste von allen — sich des schönen fürstlichen Vorrechts erinnerte, dankbar zu sein im Namen des Volks gegen seine Wohlthäter. Carl v. Dalberg, Fürst von Primas bewunderte nicht allein den hohen Genius Jean Pauls und pries Schwung und Flug seiner Phantasie, er nahm nicht allein die erhebenden und stärkenden Worte des „Friedenspredigers“ in sein Gemüth auf, und ermunterte ihn, „die Schönheit der Tugend und Wahrheit zu schildern und für Menschen=wohl und Glück mit Geisteskräften zu ringen;“ sondern er dachte auch an die Bedingungen, unter denen ein solches Ringen dem Sterblichen ermöglicht wird. Anhaltendes und durch geistige Schmerzen aufreibendes Arbeiten hatte die Gesundheit Jean Pauls angegriffen, so daß er bei den ohnehin gedrückten Verhältnissen des Buchhandels wohl nicht frei von Sorge geblieben wäre, wenn nicht eine außergewöhnliche Hülfe eintrat. Diese zu leisten übernahm die fürstliche Freigebigkeit Dalbergs, der ihm eine jährliche Pension von tau-

fend Gulden aussetzte; eine Hülfe die einen um so größern Werth für Jean Paul haben mußte, als auch die letzte Hoffnung, der König von Preußen werde, seines frühern Versprechens eingedenk, ihm eine Präbende verleihen, in dem Kriegs=Unglück Preußens gänzlich untergegangen war.

Wenn es vornehmlich das häusliche und Familienleben ist, das bei der Verscheuchung der Sorge gewinnt, so ist es nun wohl an der Stelle, einen Blick auf das zu werfen, welches Jean Paul führte, um so mehr, als sein eigenthümlicher, die entferntesten Endpunkte zusammenfassender, Größtes und Kleinstes vereinender Charakter sich hier in seiner ganzen Liebenswürdigkeit zeigt. Wir halten uns für diesen Zweck an das Bild, das uns seine erstgeborene Tochter Emma davon entworfen, da gewiß niemand befähigter ist, von dem Vater= und Hausleben Jean Pauls Kunde zu geben, als eines der Familienmitglieder selbst. Die nachfolgende Mittheilung ist einem Briefe an den Verfasser dieser Lebensbeschreibung entnommen.

#### Jean Pauls Vater= und Hausleben.

„Es ist vielleicht mehr meines, als Ihres Vergnügens wegen, wenn ich Ihre Bitte erfülle (denn ich erzähle gern), und doch, hoffe ich, soll Sie's auch freuen, den freundlichen Mann mit bräunlichem Hausrock und herunterhängenden Socken, die wir Kinder ihm erst in der Mutter Zimmer, zu der er seinen Morgengruß trug, hinauf banden, zu sehen. Der Hund springt an ihn hinan, die Kinder hängen sich um ihn herum und suchen, wenn er geht, ihre Füße in seine niedergetretenen Pantoffeln einzuschieben, wenn seine Fersen sich ein wenig daraus heben, um so ihn festzuhalten: Eins springt

vor ihm her, wenn er fortgeht, die zwei andern (damals lebte mein seliger Bruder noch) muß er an den Rockschößen fortziehen bis an seine Zimmerthüre, wo sie ihn alle verlassen und nur der Pudel mit hineinwedelt. Doch ich muß von vorn anfangen.

Als wir ganz klein waren, bewohnten wir zwei Stockwerke eines Hauses, der Vater arbeitete oben in den Mansarden. Wir Kinder krabbelten nun Morgens mit Händen und Füßen die Treppen hinauf und hämmerten an der schließenden Fallthüre, bis der Vater sie aufhob und nach unserm Einlaß sie wieder schloß und dann von einem alten Schrank eine bereits durchlöchernte Trommel herunternahm und eine Pfeife, mit denen wir stark musizierten, während er drinnen schrieb. Dann durften wir auch hinein zu ihm und mit dem Sichhörnchen spielen, das er sich damals hielt, und das er Abends in seiner Tasche mit in die Harmonie nahm. Er hatte allerlei Thiere, die er zähmte; einmal Mäuse; dann eine große Kreuzspinne, die er in einen pappenen Schachteldeckel sperre, über den er ein Fensterglas geklebt. Unten hatte er ein Thürchen von Papier gemacht, durch das er sorgfältig Futterfliegen hineinließ. Im Herbst sammelte er für seine Laubfrösche und für die Spinne die Winternahrung. Wenn man einmal Kleinigkeiten erzählt, so muß ich auch sagen, wie er die Thiere fing. Übermals in einem Schachtelboden, den er mit Obst bestrich, und mit einer Glasscheibe belegte, soweit, daß nur ein Fliegenleib bequem durchkonnte. Saßen nun mehrere fressend darin, so riegelte er zu und trug den Schatz in sein Schlafzimmer, wo meine Schwester und ich ihn an den Fenstern fingen. Das Fliegenhaus war ein altes Vogelhaus, das er mit einem abgedankten Florschleier überzogen, die Deffnung oben schloß

ein Bretchen, das durch ein darauf gepichtes Bleistück leicht zuklappte, und ebensogut durch ein unten angeklebtes Fädchen sich aufziehen ließ. — Alle diese und ähnliche mechanische Dinge (als Schreibbücher heften 2c.) machte er nach dem viertelstündigen Nachmittagschlaf. — Der Vater war sehr gut gegen Jedermann, und konnte am wenigsten fremden Schmerz ertragen, und wenn es auch der eines Thieres war. So ging er nie aus, ohne seinem Kanarienvogel — später hatte er mehre — den Käfig zu öffnen, zur Schadloshaltung für die Entbehrung seiner Gesellschaft; denn er besorgte, das arme Thier müsse sich ohne ihn langweilen. Ich weiß es, daß er einmal Abends den Hund, den er nur wenige Tage statt des verstorbenen Alert besaß und nicht brauchen konnte, mit ganz besondrer Sorgfalt fütterte, weil er eben wußte, daß er ihn am Morgen gegen einen andern vertauschte und es dann nicht mehr in seiner Gewalt hatte, ihm eine Freude zu machen. Sie werden über die Zusammenstellung lachen, aber ich muß es doch auch sagen, daß er es mit einem abgehenden Dienstmädchen allemal grade so machte, und daß dieses, abgesehen von ihrer Tauglichkeit, am Tage vor ihrem Abzug auf ungewöhnliche Weise erfreut wurde.

Den Kindern war jeder Scherz gegen ihn erlaubt; oft batent wir: „Vater, tanz’ einmal!“ dann machte er einige Sprünge. Oder er mußte französisch reden, wobei er besondern Werth auf die Nasenlaute legte, die Niemand so gut ausspräche als er; es klang kurios. In der Dämmerstunde erzählte er uns früher Märchen, oder sprach von Gott, von der Welt, dem Großvater und vielen herrlichen Dingen. Wir liefen um die Wette hinüber, ein Jedes wollte das erste neben ihm auf dem langen Kanapee sein; der alte Geldkoffer mit

Eisenreifen und einem Loch oben im Deckel, daß ein Paar Mäuse neben einander ohne Drücken hindurch konnten, wurde in der ängstlichen Eile die Treppe, von der man über die Kanapeelehne stieg. Denn vorn zwischen dem Tisch und Repositorium sich durchzuwinden, war mühselig. Wir drängten uns alle drei zwischen die Sophawand und des liegenden Vaters Beine; oben über ihm lag der schlafende Hund. Hatten wir endlich unsre Glieder zusammengeschoben und in die unbequemste Stellung gebracht, so ging das Erzählen an. Der Vater wußte sich viele kleine Freuden zu machen; so war es ihm ein besonderes Vergnügen, Dinte zu bereiten, was er viel öfter that, als nöthig war; denn Otto schrieb noch Jahrelang mit dem abgedankten Bodensatz. Er konnte es nicht erwarten, sie zu probieren. Schon eine Stunde nach der Zubereitung that er's. War sie schwarz, dann kam er froh herüber zu uns und sagte: „Nun seht einmal, jetzt ist die Dinte schon so, nun denkt euch morgen; oder gar in vierzehn Tagen!“ Sie wurde den Abend noch in jeder Stunde fortprobiert. — Gering hat er gar nichts geachtet. Wie er von jedem Menschen, er mochte noch so unbedeutend scheinen, zu lernen wußte, so ließ er auch kein Bindfadenendchen, Glasstückchen, keinen abgebrochnen Korbstöpsel zc. liegen. Was er der Art fand, trug er in seine „Lumpenschachtel.“ „Ich bin doch neugierig, wozu ich das gebrauchen werde,“ sagte er, wenn er wieder etwas Weggeworfnes fand.\*) Schmerzlich war ihm der Gedanke

\*) Die Leser erinnern sich wohl, daß er's mit Gedanken, mit Erfahrungen, Bemerkungen ebenso machte, und daß er sich oft dergl. niederschrieb, z. B. „Bienen besuchen Lindenblüthen im Mondenschein,“ ohne noch den Gebrauch des Gedankens nur von weitem zu sehen.

des bloßen Untergangs, am meisten, wenn's Menschenarbeit war. Er verbrannte keinen Brief, ja die unbedeutendsten Zettel hob er auf. „Alles untergehende Leben, sagte er, kommt wieder; diese Geschöpfe dieses Kopfes und Herzens nie. Man soll die Namen durchstreichen, aber die Seele leben lassen, die gerade in Briefen sich am innigsten ausspricht.“ So hat er sogar dicke Bücher mit den Einfällen, Redensarten und Gewohnheiten von uns Kindern vollgeschrieben.

Er stand häufig von seiner Arbeit auf und sah nach, wie es uns ging. Aber eine Unterbrechung von außen war ihm sehr störend. So sah er höchst ungern Besuch in den Vormittagstunden, und wirklich böß konnte er werden, wenn man ihn zu früh zum Essen rief. Beim Essen war er sehr gesprächig und hörte auch alles, was man ihm erzählte, mit der größten Theilnahme an, und wußte immer etwas daraus zu machen, so daß der Erzähler durch seine eigne Erzählung klüger wurde. Im Essen und Trinken war er sehr mäßig. Früh beim Schreiben trank er eine Flasche Wein nicht ganz aus; Nachmittag Bier, welches ihm gewöhnlich der Onkel (sein Bruder Gottlieb), der noch hier lebt als Unterausschläger, besorgte. Mit diesem lebte er sehr gut und ließ sich von ihm immer von Todiz, dem Großvater, ja aus seiner eignen Kindheit vieles erzählen, was er wieder vergessen hatte. —

Der Vater gab uns nie bestimmten Unterricht und doch belehrte er uns immer. Unfre Abendtafel machte er zu einer französischen Wirthstafel, die er mit zwölflei Schüsseln aus seinen Exzerpten besetzte. Dadurch naschten wir, ich möchte fast sagen, von allen Wissenschaften, ohne uns freilich an einer zu sättigen; wenigstens ich, die weniger fortgesetzten Unterricht bei Lehrern hatte als meine Schwester. Wir durften Alles

sagen, sogar jeden Spaß über den Vater zu ihm selber. Seine Strafen gegen uns Mädchen waren mehr passiv als aktiv; sie bestanden in Verweigern oder in einem Strafwort; unser Bruder aber, der aus Knabenscham sein Herz nicht mit den Händen bedeckte, sondern mit den Fäusten, und mit diesen oft uns, wurde zuweilen geschlagen. Der Vater sagte dann: „Max, heute Nachmittag um Drei kommst du zu mir, da kriegst du deine Prügel.“ Er kam pünktlich und litt sie ohne einen Laut.

Unser Hauptfest war Weihnachten, in das der Vater früher noch den Heiligenschein des bescheerenden Christkindchens warf. Schon vierzehn Tage vorher ließ er einzelne Lichter daraus über die Bretter gehen. Waren wir den Tag über recht gut gewesen und er kam Abends aus der Harmonie, so brachte er oft einige Stücke Marzipan mit und sagte uns: „Heut, Ihr Kinder, ging ich in den Garten (— die Harmonie hat einen —) hinaus, und wie ich da den Himmel ansehe, kommt eine rosenrothe Wolke gezogen und da sitzt das Christkindchen darauf und sagt mir, weil Ihr heut so gut gewesen seid, wolle es Euch auch was schicken.“ Oder er rief auf einmal mitten im Erzählen, wo wir auf seinem Kanapee hockten in der finstern Stube: „Habt Ihr nichts gehört?“ Nein, sagten wir. „Ich aber, das Christkindchen war's;“ und da langte er zum Fenster hinaus und ein wenig Marzipan herein. In der Weihnachtwoche ging er selber auf den Markt und kaufte ein. Wenn wir ihn nun zurückkommen sahen und der Mantel mehr als ihn umschloß, was sich durch die Höcker und Ecken, in die seine Paar Falten ausgespannt waren, verrieth, und wir die Treppe hinunter dem Vater entgegen rannten und uns an ihn anhängen wollten, so rief

er listig zornig: „Keins rührt mich an!“ und nachdem er im verschlossenen Zimmer alles versteckt, aber doch absichtlich wieder ein rothes oder Goldpapierchen liegen lassen, oder einen bunten Span, durften wir hinein. Am heiligen Abend selber konnte er das Bescheeren nicht erwarten. Sobald es dämmerte, mußten wir fort, und mit der Dunkelheit wurden wir schon gerufen und dann konnten wir uns nicht genug für ihn freuen.

Es gab noch einen Festabend — an Fastnacht. Der Vater kaufte da einer alten Frau, die zeitlebens der Harmonie gegenüber saß und hinter einem Tischchen strickte, für sechs Kreuzer den halben Laden aus. Sie hatte Fliegen- und Wohnhäuser, Stühle und Tische und Bänke, alles von Mehl und Wasser gemacht und mit rothen Linien geziert. Dieß bescheerte er uns Abends auf einem Stuhl vor einem Paar übriger Weihnachtswachslichtchen.

Zu der Genügsamkeit, auf die ihn das Schicksal in seiner Kindheit hingewiesen, wollte er uns erziehen. So bekamen wir nie Taschengeld, sondern blos etwas weniges an den drei Hausmärkten in Baireuth, jedes drei Kreuzer; später stieg's zu sechsen und kurz vor meiner Kommunion konnte ich mich einmal mit einem Bierundzwanziger sehen lassen. In den letzten Jahren bekamen ich und meine Schwester jede einen Sonntagsechser. Dieß Geld konnten wir aber ebensogut hinauswerfen, als behalten. Dadurch lernten wir aber schwer das rechte Umgehen mit Geld, und wenn — wie, ich weiß nicht wer, behauptet — auf einer Nadelspiße tausend Engel sitzen, so hatten bei uns wenigstens hundert Pläne auf einem Thaler Platz; aber sie flogen mit ihm in die Luft.

Ich will nur noch zwei Dinge erzählen. Erstlich, wie

er den Gärtnersleuten, die in dem Garten, worin er arbeitete, angestellt waren, aushalf und vorschob. Immer fünf Gulden gab er ihnen auf einmal, von denen die Frau monatlich einen wiederbringen mußte, wofür er ihr seinen Sechser „Interessen“ abzahlte, wie er sagte. Und dann, wie der Vater, wenn er eben in diesen Garten früh hinausging, meist durch den langen, schattenlosen Rennweg zog, um vor dem Thor von einer dicken Branntweimbrennerin einen Gutenmorgen zu bekommen, und noch sagen zu können: „Es wird schönes Wetter, Frau N.“ oder „Es wird nicht lange mehr so bleiben; wir kriegen Regen, Sie werden's schon sehen!“ denn bei dieser Frau trafen — wie sonst nicht bei jedermann — seine Wetterprophezeihungen immer ein.

Ich will aber aufhören: denn da bei Kleinigkeiten eine jede das Recht des Erzähltwerdens hat, so sammelt sich zuletzt eine ermüdende Masse und das Ende wird schwerer als der Anfang. Würde es Sie z. B. nicht langweilen, wenn ich erzählte, daß der Vater im ausgehobnen Einsatz eines Toilettenkastens ein Löffelchen für Pfennige und eins für Zweipfennigstücke hatte? — daß er, wie Swift, in der linken Westentasche kleines und kleinstes Geld für Arme trug? — daß hinter seiner Hausrockklappe der Bodensatz eines Dintensaffes klebte, weil er da die Federn auswischte? — daß er Siebenkäs seinen Ordnungssatz unterschob: jede Sache muß ihren Ort haben; aber einerlei ist's, wo der ist? Und noch vieles Andre mehr, was er freilich selbst erzählen mußte.“ — — —

Zur Ergänzung dieser Mittheilungen aus dem häuslichen Leben Jean Pauls und über die Eigenthümlichkeit seines Characters liefert er selbst noch einen in aller Beziehung beachtenswerthen Beitrag in einem Buch, in welchem er durch das Ver-

zeichniß seiner guten Vorsätze gewissermaßen Rechenschaft über seine Fehler ablegt. Am häufigsten kehrte einer wieder, der tief in seiner Dichterseele seine Wurzeln hatte. Wie liebevoll und mild er war, dennoch war er auch — zumal nach der Arbeit, die ihn in einen rauschähnlichen Enthusiasmus versetzte (der sogar von Unverständigen oft für Rausch genommen wurde) wild-  
aufbrausend und heftig. Gegen dieses Aufbrausen kämpfte er am stärksten an und die meisten trüben Stunden entsprangen ihm aus der Uebertretung seines Gesetzes dagegen. Das erwähnte Buch aber, das gegen 500 Lebensregeln und damit nicht nur einen Spiegel seines Lebens, sondern einen Wegweiser für jedes enthält, trägt die Aufschrift:

V i a R e c t i .

Juli 1812 bis 1825.

Prolegomena.

Es gibt eigentlich keine Minute und Handlung, wo nicht eine der (hier folgenden) Regeln zu üben und zu gebrauchen ist.

Ist keine neue Übung erfunden (für zwei Tage), so werde in der Wiederholung der alten fortgefahren. — Am Morgen vor dem Kaffee werde die Übungsregel ausgearbeitet, und dann am ganzen Tage eingepägt.

Sobald ich gegen eine Nummer gefehlt habe, muß ihre Übung wiederholt werden.

An jedem Tage wiederhole die Übregel des vorigen.

Wozu aber hälfen alle einzelnen Regeln, wenn sie nicht auf einmal in jeder Zeit befolgt würden?

\* \* \*

1. Kap. Einige allgemeine und besondre gute Regeln.

Nichts verschiebe! — Das Verschieben eines verdrießlichen Geschäfts auf eine andre, bessere Zeit findet eben keine bessere; denn in jeder will man verschieben und stets hast du die Selbstüberwindung, die du jetzt vermeiden willst, die dir aber je später, je lästiger fällt.

Warte! — In der Moral, bei jeder Gemüthsbewegung ist das Gegentheil der Physik; was man an Zeit gewinnt, gewinnt man auch an Kraft.

In neue Lagen und Freuden suche nur nicht alte Ziele und Gewohnheiten einzuzwängen.

Aus einer gegenwärtigen Unlust gewinne gradezu eine Freude und strenge dich dazu an.

Unbequemlichkeiten seien lieber gesucht, als gemieden.

Es ist vergeblich, wenn du in deinen Stubenangelegenheiten alles ins Reine zu bringen trachtest und hoffst; denn nach der ersten Stunde, wo sie darin wäre, kommen ja neue Anordnungen; — und so hört es nie auf. Die Regel ist also nur überhaupt jeden Tag zu ordnen. Und Ordnung ist ja auch Freude.

Vollendet kannst du doch nicht sein, also auch nicht erscheinen. Warum willst du dich denn um einige Fehler grämen, die dir Andere vorwerfen — entweder müssen oder wollen?

Suche nach dem äußern Lärmen und Thürzuschlagen so wenig zu fragen als nach dem Marktlärmen, sondern die Stille höchstens zu benutzen; denn es ist doch keine vollendete Stille möglich.

Es ist gut, ein Bedürfniß nach dem andern zu verjagen, z. B. Brustbekleidung, Pantoffeln zc.

Meide Uebermaß im Trinken. Reden ist Trinken, aber Trinken nicht Reden. Man muß blos so viele geistige Getränke nehmen, als eben für die Gesundheit und Gewohnheit gehören, aber nicht darüber hinaus etwa so viel, als man zu geistiger Anstrengung nöthig hätte. Dieß hieße ohne Gewinn reizen.

Abendspaziergänge suche, zumal im Herbst, ohne Arbeitszweck.

Zu allen Gefühlen nehme der Mann ein Bißchen Verstand dazu; auch zu den besten, und ohnehin zu den zornigen.

Ein Mensch soll seine Zufriedenheit nicht erkaufen durch die Unzufriedenheit von drei Menschen.

Es ist nothwendig, eben soviel darauf zu sinnen, Andern Freude zu geben — nicht blos zuzulassen — als sich selbst.

## 2. Kap. Vom Verhalten gegen Andere.

Es ist ein großer Unterschied 1. den Menschen brauchen, 2. gebrauchen, 3. genießen, 4. lieben und 5. achten.

Auch nur Einen Menschen recht zu lieben — welcher Genuß und Ersatz!

Kein Mensch werde blos aus deinem Verhältniß zu ihm oder seinem zu dir betrachtet, sondern aus seinem zu sich und der Zukunft und Welt.

Meine Verhältnisse fühle ich, aber nicht die fremden, nach denen der Andere handelt; also setze dich zu allererst in diese, als die unbekanntem; — deine dir bekannten handeln schon ohne deinen Willen mit.

Thue gegen Andere nichts aus Furcht, sondern aus Liebe; und fehlt diese, so schone lieber nicht.

Wozu Troß oder Aergerniß, da es ja zehn andere Arten gibt, eine Sache zu erreichen. Und was wär' es denn, wenn es gar nicht ginge?

Wie? Forderst denn du zu deiner philosophischen Mann- und Geist-Umänderung durch Grundsätze dieselbe Umänderung von Andern, z. B. der Frau, den Freunden, Kindern etc., die gar nicht in deinem Falle waren, und welche deine Verbesserung mit alten Gewohnheiten empfangen? Warum setzt eigne Verbesserung fremde voraus? — um es selber leichter zu haben.

Stelle dir nur drei Tage hinter einander die Vorzüge einzelner Menschen vor.

Gewährst du etwas, so thu' es zugleich freundlich; sonst geht ja das ganze Opfer verloren. Ebenso mache es mit dem Abschlagen.

Stelle dich nur eine Woche lang sanft gegen Jeden, obwohl aus Ueberzeugung, um zu sehen, wie dadurch alle Seelen gewonnen werden und deine gewinnt.

Was durch Geld abzuthun ist, werde auch nicht durch den kleinsten Schmerz abgethan. Du willst 24 fr. ausgeben und nicht einen Kronenthaler, als ob alles nicht einerlei wäre.

Durch Zanf wird ein Drittel erreicht; durch Liebe oder Nachgeben das Ganze.

Sprich deine Meinung durch wortlose Thaten einigemal aus. Sogar die That wird entkräftet, wenn man ihr hinterdrein ein Wort beifügt.

Liebe kann man bald vernichten (wenn man sie für übermäßig hielt), aber nicht Haß. Zu jener gehört ein Wort, zu diesem Thaten.

Es braucht viele gute Worte, ehe du nur ein böses wieder gut machst.

Man bereut nie den Aufschub des Tadelns — da man es ja jede Minute nachbringen kann — aber wohl die Vorteile desselben.

Nicht blos eine Eigenschaft eines (gehaßten) Menschen muß man zu entschuldigen suchen, sondern ihn in seinem ganzen Umfang beschauen und vergleichen.

Wenn ich den Mittelkopf darum anfeinden oder verachten will, weil er über seinen Werth sich etwas herausnimmt und sich für größer hält: so darf ich ja dem höhern Kopfe es noch weniger verzeihen, wenn er den seinigen zu hoch ansetzen will, da schon im höhern die Bedingung und Leichtigkeit der Selbserkenntniß liegt; und dennoch kehren wir es um und verzeihen hinaufwärts und nicht hinabwärts.

Ein Mann, dessen Stolz man für zu groß hält und den man ganz herabsetzt, würde uns selber wehe thun, wenn er in seinem eignen Bewußtsein vor uns so träte, wie wir wünschen.

Lasse ich dem Andern das Recht seiner Selbsterschätzung und Selbstliebe zu, so darf er auch beide zuweilen im Verhältniß zu groß werden lassen.

Blos durch (scheinbar herablassende) Liebe gegen Andere, die eigentlich dir gleicher stehen, als sie denken, dankst du dem Himmel für die Ueberschätzung deiner. Auch fremde Fehler (z. B. Nichtanerkennung) sollen nicht eigene erzeugen.

Bei dem Mißverhältniß mit dem Andern malt man sich, anstatt zur Versöhnung und Einschauung recht feurig dessen Inneres sich abzuzeichnen, umgekehrt das eigne Innere recht feurig vor; — anstatt in ihn hineinzugehen, geht man desto tiefer rückwärts in sich selbst hinein.

Hast du oft vergeben, warum nicht noch einmal? Und willst du irgend einmal vergeben, warum nicht sogleich, sondern erst die Marter des Zürnens aushalten? Zürnen heißt einen Fehler zu einem ganzen Menschen machen und mit Einem alle Tugenden auslöschen.

Ach wüßten wir Menschen doch die unbesonnene Undankbarkeit so zu verzeihen, wie wir dem Kanarienvogel das feindselige Hacken mitten unter dem Füttern verzeihen.

Wenn jemand dir Freude zu machen die Absicht hat, so ist's die größte Sünde, über irgend etwas, womit es ihm nicht gelang, auch nur die kleinste Mißbilligung zu zeigen und eine ganze wohlwollende Anstrengung mit Undank aufzunehmen.

Aus den heitersten Verhältnissen, z. B. Neujahrglückwünschen, mache dir doch aus einsamer Enge keine bösen, sondern danke Gott für fremde Liebe.

Nichts habe in Gesellschaft zu bereuen und sei eher zu furchtsam, als zu kühn.

Den geselligen Widersprecher betäubt und besiegt weit besser eine feine Antwort, als eine starke.

Grade um den Menschen dich werth zu zeigen, übertreibst du den Enthusiasmus (durch Trinken) so, daß du eben den Zweck verfehlest. Du erschienenest ja schöner, wenn du weniger scheinen wolltest. Welches Extrem ist besser, matte Stille, oder excentrisches Sprechen? — Auch achten überall Menschen Schweigen hoch, sobald sie nur den Schweiger achten.

Alle Talente, Wiß 2c. erschaffen durch ihr Erscheinen der Gesellschaft nicht so viele wahre Freude, als moralische Erhebung.

In froher Gesellschaft disputiere über denselben Gegenstand nie über eine halbe Stunde. Ein ganzer himmlischer Abend, der Freude und Einfälle und Kenntnisse geben konnte, wird für ein hartnäckiges Durchfechten eines Satzes, der doch am Ende so dastehen bleibt, wie anfangs, weggeschleudert.

Seze in jeder Gesellschaft, wo du viel sprichst, einen Feind

voraus, um dich zu mäßigen, dich nicht zu überheben — einen Lächer unter Verehrern — einen Spion unter Liebenden.

Viele Unabhängige richten sich nie nach einem Unabhängigen, aber dieser richtet sich richtiger nach jenen.

Bequeme dich aber nicht auch nicht der lindernden Ansicht, wenn du durch das Gegentheil des Bequemens das Moralische suchst und treibst. Nur da sei nachgebend, wo du im Spiele bist.

Gibst du einmal wider eigne Ueberzeugung nach, so bleibt dir die fremde Anerkennung eignen Unrechts gewiß und nachkommend.

Es ist auch eine dumme Scheu, vieles zu befehlen, was nothwendig ist.

Man muß jedes Billet, das man schreibt, wie an sich selber geschrieben denken, um aus dem eignen Gefühl und Empfangen das fremde zu errathen.

Je näher dem Tode und je umrungener von Gräbern sollte man doch endlich die Gegenwärtigen mehr lieben lernen. In der Jugend kann man kälter vor einer Masse vorüber laufen, aus der uns noch immer genug zum Lieben übrig bleibt.

Wie lange soll denn wohl ein Zürnen dauern? doch ewig nicht?

Freilich kennen wir den ewigen Zusammenstoß des äußern Du mit dem innern Ich; der Andere entzündet sich mit einer ebenso langen Ideenreihe gegen dich, als du mit einer gegen ihn.

Aber dichte den Freund in die alte Lage zurück und schaue dann an dein Anschauen desselben.

Ueberhaupt setze dich im Zürnen mehr in die fremde Stelle als in deine eigene.

An Eigenheiten guter Menschen stößt man sich so hart und will doch die eigenen verziehen sehen.

Lasse einem guten, aber leidenschaftlichen Menschen nur Zeit zu Entschluß und Abkühlung, wie du es ja auch brauchst.

Hilft ein Ausföhn-Versuch nicht, doch der zweite, gewiß der dritte.

Man will doch einmal verzeihen; aber wie wär' es möglich, wenn jeder Recht hätte? Denn nur ja das Unrecht ist zu verzeihen.

Bin ich einmal der rechten köstlichen Liebe gewahr worden, wozu vieles Unterscheiden, zumal bei Ausföhnung? — Was ist Alles, was man spricht, gegen das, was schweigt!

#### 4. Kap. Einige gute Haus-, Schreib- und Ehreregeln.

Seltzam! Die Väter reden außer dem Hause, auf der Kanzel u. so erbaulich als möglich; aber in ihrem und vor ihren Kindern erlauben sie sich das Gegentheil, als wenn auf die Nächsten nicht am öftersten gewirkt werden müßte und sonst; und am leichtesten könnte!

Mit einem Bißchen sittlicher Vernunft thut man in der Ehe und überall weit mehr Gutes und verhütet Böses, als mit einem ganzen Feuer Liebewärme.

Größere Freundlichkeit, als eigentlich da ist, wäre erlaubt gegen Frau, Kinder, ja Mägde.

Man sollte sich weit ernstlicher die Liebe seiner Frau und seiner Kinder zu erwerben oder zu versichern und zu erhöhen trachten, als irgend eine fremde andere, die nicht halb soviel dem Glücke des Lebens dienen kann.

Gelindigkeit gegen Kinder und Untergebene ist Frucht eines schweren Entschlusses; Schärfe hingegen theilt von selber der Zorn mit.

Ein ganzes Haus hängt vom Haustyrannen ab; ein Einfall verbittert Fünfen das Leben oder den Tag.

Denke und gewinne dir ein noch nicht erlebtes Leben voll recht langer häuslicher Liebe, welches du aber nicht den ersten, besten Kleinigkeiten und Aufwallungen opfern darfst.

Du hast ja nur Eine Minute Enthaltung und Bezwingung nöthig, um ein ganzes seliges Leben festzuhalten, anstatt daß Ein Nachwort Monate zerfrisst.

Nur Einen Menschen beglückt zu haben, wie C—: wie köstlich! Aber zum Beglücken gehört Leiden, Erdulden, Verzeihen, nicht bloßes Geben oder Genießen.

Je mehr du sie eines größten Glückes werth hältst, desto mehr thue und leide für sie. Es ist ein Großes, einen solchen Menschen beglückt und geliebt zu haben, zumal da er so sehr die Liebe zu fühlen und zu achten weiß.

Wie hoch wäre die fremde Liebe zu steigern durch fortgesetztes Werben um sie!

Es kommt nur darauf an, welche Janusseite eines geliebten Wesens man sich eben vorhält.

Wie Winkelmann täglich eine halbe Stunde zum Beschauen seines italienischen Frohseins aussetzte: so sollte ein Mann täglich oder wöchentlich eine halbe Stunde zum Ueberrechnen und Erwägen der Tugenden seiner Frau oder seiner Kinder, seiner Freunde festsetzen, um ihre Vollkommenheit sich nicht erst bei ihrem Tode in Einen Brennpunkt zusammenzudrängen. — Oft genug sonst gebrauchen wir dieses Zusammendrängen in Einen Punkt, nehmlich um uns nach einer

Beleidigung recht zu erzürnen und einen ganzen Menschen mit all seinen Lichtern recht zu verschatten.

Eigentlich ist's ein Ehefehler, in irgend eine Erzürrung alle lang verhaltenen Vorwürfe, besonders die kleinen, um derentwillen man vorher keinen eignen Zank anfangen wollen, auszupacken und vorzukramen: Alles wird dann von der Gegenseite, ja von der eignen, nur im Allgemeinen und Großen betrachtet und gefaßt und kein kleiner Vorwurf findet seine ruhige rechte Erläuterung und Erwägung, Vergebung und Zurücknahme.

Eine Frau eines Fehlers wider ihren Ausspruch zu überweisen durch die That, bringt bei ihr nicht das angenehme Gefühl, wie bei dem Beweisenden, hervor, sondern das entgegengesetzte. Was hat man denn für guten Erfolg davon? Eher umgekehrt, wo man selber kein angenehmes Gefühl dabei hat, wird man wirken, wenn man einen eignen Irrthum eingesteht.

Es ist nicht genug, daß man im Ehezwist oder auch sonst überlegne moralische Kälte behaupte, es ist sogar Pflicht, die Kälte und Ruhe einzukleiden und sanfter darzustellen. Die eigne Klarheit soll man bei Andern nicht dadurch voraussetzen, daß man sie selber als nach einer gleichen handelnd darüber angreift. Der Mangel der fremden Philosophie soll nie die eigne vergessen machen; sonst ist Stolz und Wunsch eines unmoralischen Siegs im Spiel.

Ermahnungen, Tadel, Lob im Haushalten verschiebe — gegen Frau, Kinder, Gesinde. Das ist die wichtigste Regel. Alles Aufgeschobene sagt man besser.

Grade in der wärmsten Arbeitsstunde sei bei fremden Anflagen, Störungen, Kinderfehlern am leifesten und mildesten.

Man sieht oft im Frieden gar keine wichtige Ursache möglich und voraus, die einen Krieg herbeiführen könnte. Aber es braucht nur eine unwichtige Ursache und zu dieser noch einige: so gebiert schon die Menge derselben einen.

Bei besondern Hausvorfällen, z. B. Verzögerung durch Bierabziehen, durch Fremde u. dergleichen, fordere ja nicht dieselbe Anstrengung, oder Gleichheit überhaupt, zumal da nach der außergewöhnlichen Anstrengung jeder Tadel schmerzt als Undank.

Man sollte im Hausleben ein Reiseleben versuchen; alles leicht und flüchtig nehmen, wie es denn auch ist; nach nichts fragen, wie ein Yorik unterwegs; nur spielen mit den Begebenheiten, gleich ihm, als habe man ihrer blos in einer empfindsamen Reise zu gedenken.

Es gibt freilich drei böse Stunden: die Diner-, Erwach- und Soupierstunde. Himmel! wie leicht ist ein Essen vergessen und wie wenig sein Genuß gegen den langen Nachschmerz!

Ueber Essen entsteht soviel Zank; daher da so etwas bald vorüber, ja der Tadel nachzutragen ist, ist es besser zu schweigen.

Nie tadle unter dem Essen das Essen; denn durch Antworten und Reden wird das schlechte Essen zu einem noch schlechteren.

Schlechtes Essen ertragen ist doch leichter und besser, als es bezanken, zumal da es so selten.

Wenn etwas an einer langen Zubereitung, z. B. des Essens, dir nicht gefällt, denke nicht an die Möglichkeit bessern Geschmacks oder Wirklichkeit des schlechten, sondern an die lange fremde Mühe und Hoffnung.

Auch ohne Reise mußt du durchaus das Leben von neuem anfangen, wenn es verdorben ist.

Wenn man selber glaubt, man habe das Beste von Kindern und Frau — warum kann man denn über Einzelheiten derselben zürnen, als habe man Schlimmes?

Wenigstens drei Menschen kann ich durch fortgesetzte und alles Aufbrausen niederdrückende Güte immer inniger gewinnen.

Jemanden, der mit rechter Freude aus einer Gesellschaft kommt, darfst du nicht anzürnen, sondern mußt seine Freude achten.

Um eine Freude, die dir deine Frau oder ein Freund macht, recht anzunehmen und um z. B. bei einer neuen Einrichtung nicht zuerst anzumerken, daß du sie nicht gebrauchen kannst in dem und jenem: so stelle dir nur vor, es sei umgekehrt und du habest die Freude und das Geschenk gemacht, und beobachte dann, welche Wünsche und Erwartung du selber haben würdest und wie schmerzlich deiner Hoffnung, zu beglücken, die Aeußerung, beraubt worden zu sein, werden müßte.

Was soll denn der Andere, dem ich die Lust verbiete, haben, z. B. die Magd? Soll sie denn in mich hineinleben? Und sich so begnügen mit dem Abschlagen? — Es ist richtiger bei Anfragen „Darf ich?“ weder ja noch nein zu sagen, sondern erst später entschieden eins. Das Widerrufen ist böse.

Man ist nie froher, als wenn man wie ich (heute den 11. Oct. 1822) froh ist in der Gewißheit, daß die abwesenden Geliebten auch froh sind.

Verbiete blos sanft, da Gründe bei Heftigkeit doch nicht stärker einwirken. Zum Strafen wähle nie anfangs das stärkste, sondern nur das schwächste Mittel, obgleich der Irrthum der Leidenschaft mit jenem mehr oder alles zu erreichen glaubt.

Der Oberste überall, nicht blos der Fürst, also der Hausvater, tritt mit größrer Gewalt auf, als er weiß. Seine Wünsche, seine Winke setzt er ohne Bewußtsein seiner Allgewalt voraus und er verwundert sich am fremden Freuen über sein Freuen. Er weiß selber nicht, wie man ihn fürchtet, sonst wär' er anders.

Woher kommt die Hestigkeit des Gegners, die ich so tadle? Er muß seiner also eine andre Hestigkeit der Ideen entgegen setzen, die ich haben will. Er mußte vorher folglich alles so klar anschauen, daß er dein höchstes Unrecht gegen ihn trotz seiner Liebe gegen dich feurig empfand. Aber hier geht in ihn die Untersuchung rückwärts hinein. Der Zorn übersieht oder verachtet hundert kleine zarte Verhältnisse. Frage dich, ob durch Zürnen zu strafen in der Ehe, oder zu verzeihen mit Hoffnung der Liebe. Ist die strafende Ruhe des Mannes nicht dem strafenden Zorn der Frau gleich zu stellen? Eigentlich fordert in der Ehe jeder Theil vom andern eine Zankruhe, die er selber nicht hat. — Eine wilde, enthusiastische Frau ist zu weit höherm Unstun der Worte und Thaten zu treiben als je ein Mann. Der Mann kommt ruhig und spricht über einen Fehler, indem sie freilich hundert andere Tadel voraussetzt.

Die rechte Strenge und Kraft zeigt sich nicht durch Uebermaß und Zorn — was grade das Gegentheil wirkt — sondern durch Ruhe und Consequenz der kleinstmöglichen angewandten Kraft.

Wenn ein Kind die männliche Strenge kennt und das Ausführen jeder Drohung und Strafe: so sei man in den Zwischenräumen des Erlaubens desto milder, sogar ohne zügelnde, drohende Worte, sondern man stehe stark und hoch auf.

Kinder bedürfen der Liebe mehr als des Unterrichts, und nur deine Uebung und dein Beispiel kann sie ihnen geben.

Moralität ist schon der Kinder wegen wichtig, wenn du nicht vor ihnen als ein lebendes Gift herumgehen willst.

Wirf zuerst die harte Unduldsamkeit gegen die Kinder weg, die ja nach langer Entbehrung eben am Morgen kommen, dich zu sehen. Wann sollen sie dich denn sehen? Sie und ich sollen die Morgenfreude der Morgenstunde haben; ich kann ja später lesen.

Wie lange soll denn auch das Aussetzen einer Haushalt- oder Studierstuben-Störung dauern? Ewige Ruhe kannst du doch nicht begehren. Wann denn Unruhe und an welchem Tage? Am frohen oder am trüben? — Je mehr ich freilich diese Schirme und Wärmkleider gegen äußern Zugwind sogar auf diesem Papier anhäufe, desto empfindlicher mach' ich meine Haut, die zuletzt gar nichts mehr wird ertragen wollen. Denn alle diese Regeln sollen doch nur ein Privatschlaraffenland begründen. Kurz meine nächste Regel muß jeko sein: einen recht großen Verlust zu ertragen, nur nicht des Herzens.

Schon blos dauern kann ein heftiger Grad der Liebe nicht. Aber dieser will noch vollends, daß sie über ihn hinaus noch fortwachse.

Hüte dich vor willkürlichen Unterbrechungen beim Arbeiten. Springe nicht dabei auf der Stelle nach einem aufschiebbarren Geschäft auf.

Hüte dich vor Anhäufen der Phantasie, zumal Abends.

Durch langes Einkochen gegen Abend oder überhaupt im Feuer entsteht jedes Hausgift. Gut dagegen ist Lesen auf Geradewohl oder Ausgehen. Zeit verdünnt alles.

Führe bestimmte Arbeitregeln für den Nachmittag ein.

Schneide nicht oft Federn und unterbrich nicht so oft die Worte im Schreiben, um Punkte zc. zu machen.

Versuche einmal mitten im Arbeiten gegen alle äußere Störklänge gleichgültig zu sein.

Frage nichts nach der Entschleiß=Mattigkeit nach dem Nachmittagschlaf.

Schnellarbeiten ist so schlimm als Rückarbeiten und verdoppelt die Mühe.

Anstatt immer wieder von neuem auf Wiß und Komisches zuzubereiten, wende im neuen Werk lange Kraft auf Handlung und auf interessante Charaktere.

#### 5. Kap. Verschiedene heilsame Regeln gegen Sorge, Unmuth und Unzufriedenheit.

Wenn nun so hundert böse Tage und Dinge vorüber sind, Streitigkeiten mit Verlegern, Hausbesitzern zc., und du jetzt noch gesund und heiter dasthest: warum soll dich denn die nächste Zukunftreihe plagen?

Kämpfe gegen kein Uebel, als das du eben fühlst. Kampf gegen künftiges setzt ja erst künftiges donquixotisch zusammen, um es zu bekämpfen. Frage dich stets, wenn du jetzt klagen willst: was leidest du eben jetzt?

Nichts in der Welt sichert dem Menschen Ruhe, ja nur gemeines Fortglück. Verleih' ihm Reichthum und alle mögliche Sicherheit von außen: so ist eben keine letzte möglich. Ein Brand führt sein Haus davon zc. Nur geistig kann man sich gegen alle Windecken des Sturms decken voraus; aber äußerlich nur gegen einige, z. B. gegen Verarmung.

Bedenke und danke, daß du stets in jeder Fahrzeit und

Lage in einer Art von Misance und häuslichen Bequemlichkeit leben kannst durch dein Geld.

Warum nicht wagen, da du doch mit allem Wagen keinen so gar gefährlichen Fehlschlag erfahren konntest!

Du verachtest oder entbehrst leicht eine Sache, die einen Thaler kostet, — so verachte auch den Thaler.

Geld verschwenden ist doch an den Seinigen am besten angebracht. Und dann, was ist besser für Kinder: etwa mehr nachgelassener Reichthum oder eine ewige Vaterfreude, die ihnen das Leben erleichtert und am Ende durch größern Bücherreichthum doch entschädigt.

Damit du Geldausgaben nicht schonest: frage dich, bist du denn glücklicher, wenn du zweitausend Gulden mehr hast, statt eines, sobald du nur überhaupt gegen Zukunft Schirm hast? Darum ist das Leben in Ausgaben mehr grandios zu nehmen, wie G. thut.

Nach dem 59. Jahre sterben heißt doch blos fünf oder zehn schlechtere Jahre verlieren, als man gehabt und von denen man im Nachdenken und Schreiben darüber schon wieder ein Stück verloren. Man glaubt immer in der Zukunft ein schöneres Stück Leben durch Sterben zu verlieren, als man vorher schon durch Ableben verloren. Man verwechselt die Ansicht des betrauernten Sterbens immer mit der Ansicht des eignen. Kurz, es ist die Zeit gleichgültig, ausgenommen was Ausführung betrifft, die aber Gott anheimzustellen.

Um sich zu verjüngen, braucht man sich blos — da man die Wahl hat — die gute Seite auszumalen. Denn Alter besteht in nichts als im Vorkehren der verrosteten Seite.

Denke dir für einen Tag nur die zweiunddreißig oder vierundsechzig Kompaßwinde oder Radien, welche gegen den

Mittelpunkt zulaufen durch Weib, Kinder, Magd, Freunde, Menschen aller Art und durch den eignen Körper, durch Hund und Vogel; und dann sei so toll dir einzubilden durch Hoffnung, daß keiner dieser vierundsechzig Winde dir etwas Widriges zublasen oder etwas Gutes wegblasen werde. — Gut, wenn du dann dieß keineswegs vermagst, sondern vielmehr auf lauter kleine Staubwolken des Tags dich gefaßt machen mußt: so kehre eben diese Bemerkungen wieder gegen deinen Unmuth und erwarte also aus der großen Zahl der Windecken wieder solche, die dir zur Freude zuwehen und aus so viel Ecken etwas Unangenehmes zutragen. Dann hast du das Menschenleben und du erträgst es lustiger.

Die böse Laune oder Verstimmung hat eine gefährliche Unähnlichkeit mit eigentlichen Willenssünden; denn diese werden gewöhnlich mit Gegenkampf begangen und nachher in ihrer unsittlichen Gestalt beschaut und bereut; aber die böse Laune und Verstimmung stellt sich, wenn sie vorübergegangen, in keiner bestimmten, also wenig unsittlichen Gestalt mehr dar; man glaubt kaum gefehlt oder geirrt zu haben, wo es die Andern als Versündigung an sich spüren.

In der Klage der Menschen über die Welt liegt etwas, als sei Gott nicht göttlich genug, als gäb' es noch einen Ueber-Gott, einen Gottes-Gott.

Anstatt aber dir einen heitern Tag zu trüben durch Unzufriedenheit, mach' ihn vielmehr noch heitrer durch Genügsamkeit.

Bei kurzen Morgenplagen (wie Pflasterauflegen) denke daran, daß ja das Morgenanfleiden noch öfter vorkommt.

Grade wenn du freudigste Stimmung hast, mußt du am leichtesten ein Bißchen bösen Zusatz vertragen und nicht alles vollkommen verlangen.

Ist's nicht gar zu widersprechend, die absehbenden Windstöße draußen gleichgültig anzuhören und doch den klappernden Fenstern zornvoll unterzuliegen, bloß weil du nicht über jene, sondern nur über diese gebieten kannst? Es kostet ja nur einen Willen, so erträgst du dieß und alles willkürliche Geräusch um dich von der Magd an bis zu den Kanarienvögeln. Nun so wolle! Um dich zu zwingen und zu zeigen, so sag' es der Magd. Denn so bist du bisher ein bloßer Anti-Buß gewesen. Es ist freilich gar zu elend, daß irgend ein Mensch, der über Menschen und Begebenheiten herrschen will, so wie über großes Unglück, das nur mit der Sammlung und Erhöhung aller Kräfte zu überwältigen ist, niederliegen will vor Zwergen des Zufalls, die er jede Minute ertreten kann. Worüber ist nun hauptsächlich zu herrschen? Ueber das Auge? — Nicht der Mühe werth. Ueber das Ohr? — Zuerst wegen Dauer im Schreiben. Ueber Gefühl der Kälte, Wärme? — So leicht zu mildern durch Wind und Holz. Ueber Körperleiden? — Die Terzian thun es; und dann mehre sie kein zufälliger Außenzweck, der sich verschieben ließe. — Mißhelligkeiten zwischen Meinungen! — Wo hörte dieß auf! — Die Reiseunbequemlichkeiten sind überall die leichtesten, weil sich alles stets ändert, wenigstens vier Sachen: Wolken, Wirthshäuser, Wege, Gegenden; und weit mehr noch. Und flüchtige Aenderungen sind so leicht zu ertragen, zumal da eben so flüchtige Ergänzungen dazwischen treten und auslöschen.

Auf der Reise gilt's am meisten, daß nach jeder verdrießlichen Stunde, die nur abzuwarten ist, gewiß eine noch mehr erfreuliche kommt. Die Freude kommt noch gewisser ungerufen wieder, als der Verdruß gerufen.

Jede Entbehrung, z. B. des schönen Wetters, vermehrt

die geistige Erregbarkeit für das nächste schöne; und so wird jeder Mangel durch Verdoppelung der Genußkraft vergütet.

Ueber das Wetter sich ärgern, heißt erstlich Wetterprozesse für recht halten, als sei es Willkühr des Augenblicks. Zweitens eine Wolke ist so nothwendig als der Pulverdampf bei einer Explosion. Anderes Wetter verlangen, zu welchem der ganze Erdlustball zusammengewirkt, heißt begehren, daß der Stein, der auf meinen Kopf fallen will, unterwegs ein Meteorstein werde und ein epikurisches Klinamen annehme. Nur sich hat man zu tadeln, der frei und sehnend nicht genug die gezwungene Wolke berechnet und mehr seinen Wünschen folgt als fremden Zeichen. Wettergebete darum oder Wetterwünsche entstehen daher, weil der Himmel allein als das Regierende und Willkührliche erscheint, so wie das tiefe Unten eben wegen der Seltenheit. Bloss in die alltägliche Mitte und Ebene können wir keine Geister verlegen. Ungeduld mit Einer Wolke setzt Ungeduld mit dem ganzen Weltssystem voraus.

Man muß am Ende die Menschen aus gleicher Richtigkeit ertragen. — Die Gründe gelten für beide. Es ist freilich schwerer, eine donnernde Frau auszuhalten, als einen donnern den Himmel; aber jede Freiheit ist, sobald sie in die Erscheinung getreten, so nothwendig als ein Naturvorfall.

Wenn Jemand z. B. zu lange ausbleibt — weggeschickt oder als Gast — so mußt du dich noch nicht darüber ärgern durch verdrießliche Hypothesen, welche du dir darüber machst, da du ja beim Kommen sie alle kannst widerlegt sehen und also eine unnütze Qual dir erschaffen hast. Aber der Mensch will eben seinen Unmuth an der Nothwendigkeit auslassen und macht diese zu einer menschlichen Willkühr.

Die Verdrießlichkeit wirkt inniger und länger fort und

findet für sich in der Gegenwart leichter Nahrung als die Heiterkeit und läßt sich schwerer verscheuchen als diese. Verdrießlichkeit macht unempfindlicher gegen Freude, als Heiterkeit gegen Unangenehmes.

Wenn man sich die Zukunft vormalt, z. B. den Herbst, so macht man aus ihm fast einen einzigen Tag, dem man frohe Farben, Häuslichkeit u. gibt. Aber dieser einfarbige Tag zerfällt ja in hundert Tage, wovon jeder seine besonderen Farben, seine bösen Zufälle, seine Abarten hat, so daß vielleicht nicht zwei Tage sich so schön vollenden und abrunden, als man sich den ganzen Herbst gemalt. — Wie kann ein Mensch einen glücklichen Tag voraussetzen, wenn er keinen sich denken kann, in welchem er nicht immer nach etwas sich sehnte, und wär' es nach einer Gabe der nächsten Stunde?

Jeden Tag hast du etwas abzumachen, über dessen Beendigung du froh bist; wie willst du denn auf irgend einen freien hoffen? oder dich quälen, daß eine Sache nicht abgemacht ist, als wenn dann hinterher das rechte Lebensglück erst anfinge?

Wenn der Mensch viel vom Himmel bekommen, z. B. Talent, so sagt er, wie glücklich wär' ich bei solchem Talent erst geworden, wenn er mir noch Reichthum gegeben hätte. So macht er jede Gabe zu einem Rechtsgrunde, eine höhere zu fordern.

Ich aber meine: für die Seligkeit Heidelbergs \*) gibt's keinen Dank, als Besserwerden, zumal nach außen hin, d. h. Milde ohne Aufbrausen. Erhalte dir die poetische, jugendliche, mildernde Stimmung, worin man sich über die eigne Milde freut.

\*) Hier verlebte der Verf. 1817 sehr beglückende Tage.

6. Kap. Regeln wider den Zorn, wider den Schmerz  
und zum Frohsein.

Wozu viel Redens über eine Kleinigkeit, da es nicht einmal bei einer Wichtigkeit hilft.

Gib nach, so wird nachgegeben. Ein einziges Selbst-Unterdrücken und Nachgeben gewährt nie Nachreue, aber lange fort schöne Frucht. Die Minute freilich vor der Selber-Überwindung ist schwer; — die erste nach ihr so leicht!

Ueber Kleinigkeiten sollte man am wenigsten auffahren, da sie eben am häufigsten kommen und plagen.

Die wichtigsten Verbote, z. B. in der Schreibstunde, seien sanft ausgesprochen, auch mit der Stimme. Jede äußerliche Ruhe gibt der innern größere Wirkkraft.

Gegen Volk keinen Zorn bei Ungerechtigkeit; sei da nie auffahrend, sondern zeige Ruhe und Würde.

Grade über die Fehler, worüber man am stärksten zornig wird, weil sie, nachdem man sie so oft getadelt, doch immer wiederkehren, sollte man sich eben aus diesem Grunde am wenigsten entrüsten, da sie ja die Entschuldigung der angeborenen Natur für sich haben.

Dieselbe Denkkraft, die einen fremden Fehler und dadurch den Zorn in dir anschwellt, brauchst du nur auf irgend einen andern Gegenstand — nicht eben auf einen zum Vortheil des Beleidigers oder der Ausöhnung, nur auf einen theoretischen — zu wenden und alles leitet sich ab und du wirst gekühlt.

Durch Zorn und Leidenschaft wird noch gar nichts gethan; nur durch festen, hellen Entschluß.

Jedes Gefühl täuscht als solches mit dem Drohen seiner Fortdauer, die wir grade jezo nicht ertragen könnten. Aber dem heutigen Gefühle können wir doch das feste Wissen ver-

nichtend entgegensehen, daß morgen die Fortdauer dieser Verhältnisse, also der Gefühle, unmöglich ist. Warum soll ich nun vorausfühlen etwas, das nicht kommen kann? — Gib dir blos die Mühe, zu warten, d. h. die Zeit kommen zu lassen, unthätig zu sein, da die Zeit als schein=thätig alles beseitigt, und dann für sich alles ins rechte Geleise kommt.

In der Hitze des Lebens hauche dich nicht selbst heiß an. Man quält sich von innen mehr, als man von außen gequält wird. Steht der Leib verstimmt auf, so steh' ihm nur nicht geistig bei.

Wirf kleine Schmerzen sogleich weg.

Wolle nicht irgend ein Ziel — Buch, Geld &c. — gerade nur auf die gehoffte oder vorgesezte Weise erreichen, sondern auf jede andere mögliche, spätere. Was nicht auf die eine Art geschehen kann, ist ja auf eine andere zu thun: kann das Kind nicht gehn, so gehe die Magd.

Suche immer den höhern Standpunkt, unter welchem alle kleine Leiden und Freuden verschwinden.

Wenn man einmal sagt, man wolle dieß und das Leiden erdulden und verachten: so muß man durchaus kein Leiden ausnehmen. Gegen alle kämpfen dieselben Gründe; also gegen größere so gut, als gegen kleinere. Darum mache dich gleichgültig nicht blos gegen Wetter, Körperschmerz, freien Willen, sondern auch gegen fremde Ungerechtigkeit. Denn sonst wär' es ja toll, daß du dich von Rückenstichen zu heilen suchtest und die Hundsbisse ohne Heilen ließeest.

Wenn es auf der einen Seite leider gewiß ist, daß der Sieg über eine Art Schmerzen uns nicht sichert vor einem Anfalle wieder neuer von anderer Art, so oft auch der Mensch sich einbildet glücklich zu werden, wenn er blos auf die gegen=

wärtige Art unglücklich zu sein aufhört: so stärkt wieder auf der andern Seite die Gewißheit, daß eben so gut unerwartete Freuden nach dem Untergange der alten eintreten müssen.

Der Schmerz, der fortzudauern scheint, vergeht bloß immerfort.

Frage dich nur: wann dir etwas fehlet? — Nie in der Gegenwart. Und wo ist denn die Zukunft, wo es fehlt? Jede Gegenwart grenzt an jene; beide, Gegenwart und Zukunft, sind sich so nahe, daß keine Minute sie trennt, nur der strebende Geist, der verachtende, der nach- und vorherrschende.

Keine Freude ist durch die Erinnerung zu palingenesteren; aber ein Schmerz, z. B. ein verdrießlicher Tag, noch weniger. Selbst die Kunst kann den Genuß wohl wieder zubringen durch ihre Farbenspiegel; aber die Empfindung eines verdrießlichen Tages kann sie uns nicht geben.

Wie unbedeutend und leicht und hell-durchschimmert sieht denn nicht ein heutiger Dunkeltag nach acht Tagen aus, die ihn ja ganz vernichten zu einem Punkt und durchschimmern mit lichten, bunten Punkten.

Eine rechte Plage übrigens, überhaupt eine Unterbrechung des Freudengenießens nimmt am besten für einige Zeit das Gefühl der Flüchtigkeit und Leerheit des Lebens hinweg. Das selbe thun Pläne und Handlungsausführungen.

Aber keine Vergangenheit oder Gegenwart kann zu etwas helfen, wenn nicht die fortwährende Gegenwart fest zur Freude gegründet wird, weil diese fortsteht und etwas ist.

Die Gegenwart selbst bricht ja nie ab und ist nichts Vergänglichendes und hört selbst durch das Leben nie auf. Hier ist also etwas Ewiges und Unvergänglichendes; nur daß in ihm alles Aeußere vergeht und vorübergeht, du aber nicht. Immer

erscheint ein neues Genießen bei altem Bewußtsein. Uebrigens, könnten alle Wesen außer uns fest bestehen, wir würden doch durch das Fließen der Veränderungen, die vergehende Zeit als vergänglich in uns wahrnehmen.

Murre nicht über Verlornes; es ist nothwendig.

Der Mensch hat eine große Neigung, sich an Feststunden von Kleinigkeiten so beleidigen zu lassen, daß er sich lieber die ganze Feststunde anschwärzt.

Hab' ich mich zu einem Freudentage entschlossen: so muß ich eben darum gegen störende Kleinigkeiten verhärteter sein, als wund. Die Unruhe und Unlust über eine Kleinigkeit sind aber selber keine Kleinigkeit; sie sind die Rheinschnaken an unsern Rheingegenden der Freude. Und doch ist das Leben mit Kleinigkeiten erfüllt. Beinahe jede kommt nur einmal; und doch will der Mensch mit dem ganzen Werthe und Kraftwesen auf diese Eintag-Mücke losstürzen. Und was hilft Besiegen Einer Mücke neben tausend unbesiegten? — Also lasse dich leicht stechen und rede nicht davon. Indem du sonst an einer Kleinigkeit halb vergehst, die nach einem Tage nicht mehr ist, liegt rund um dich Honig, auch etwas Größres sogar zu versüßen.

Darum da ein Idyllentag nicht durch große, sondern durch unmerkliche Freuden sich zusammensetzt: so erwarte denn auch, daß Kleinigkeiten und vollends eine konstituierende Vielheit derselben von einigen Kleinigkeiten anderer Art unterbrochen oder untermischt werde, ohne darüber die Stimmung zu verlieren.

Wäge auch gegen das kleine Uebel, das dir den schönen Tag unterbricht, die vielen Freuden, die es dir desto empfindlicher macht, jemehr deren sind.

Entkette dich von der unsinnigen Erwartung und Bestrebung, daß durch deine Mühe endlich eine Reihe bloß idyllen-

haster Tage zu erschaffen sei, als ob nicht, sogar wenn die Reihe eine Zeit lang fortgeführt ist, doch eine langweilige Angewöhnung so an sie, wie an eine gute Wohnung entstehen würde, und dann als ob durchaus der ewige Wechsel der Verhältnisse und Stunden, der Stern nach Stern durchgeht und durchgreift, bei dir ausbleiben könnte.

Zerstückle das Leben: du machst dir's leicht; vereinige es und du machst dir's schwer. Es ist schlechterdings unmöglich, einen frohen Zustand immer fortzusetzen; ein neuer muß kommen und der alte vergessen werden. Jeder mache ein ganzes Stück aus und schließe sich nicht an an ein anderes.

Wenn eine zufällige Zusammenhäufung von Kleinigkeiten wie mit Wölkchen dir den Tag trübt: so ist ja eben so gewiß, daß wieder eine schönere Zusammenhäufung dir ihn erleuchten wird.

Ist's dir nicht genug, keine Schmerzen zu haben und folglich doch kleine Freuden, warum sie vergessen über größere, die man haben könnte, ja die sogar bei einigem Aufwand in deiner Gewalt ständen?

Warum, mit welchem Rechte verlangst du denn von der Vorsehung, daß sie dir immer Glück begegnen lasse, dir auf ihrem großen Gange, wo Unzählige zu versorgen sind, alles aus dem Wege räume?

Setze auch nicht überall das Neueste und Unwahrscheinlichste und zwar gerade im Schlimmen voraus, zumal da es nie eingetroffen.

Eine neue Freudenquelle wäre es, sich von den Seinigen mehr lieben zu lassen.

Mache übrigens dein Glück noch lieber von Sachen als von geliebten Menschen abhängig. Diese ändern sich, ihre

Liebe, ihren Ort unaufhörlich und am Ende das Leben. Habe selbst Liebe und erhalte sie unzerrissen, aber fordre ihr Echo nicht dringend oder hoffend. Sachen, noch mehr Ideen, sind leichter zu bezwingen für den Genuß und zu bewahren. Kurz nur von deiner Ansicht und deinen Kräften lasse dein Glück abhängen. Die Sachen halten ihr Wort öfter, als die Menschen; die Wissenschaft am meisten.

Man muß auch in seiner Familie, seiner Freundschaft u. nicht blos die freudige Stimmung und Zusammenordnung genießen wollen, sondern in ihr auch den Samen einer künftigen austreuen. Hat man keine Sonne, so doch einen Schreibtisch; keine Schreibkraft, doch Lesebücher. Nur begehre man nicht eine eigensinnig=bestimmte Freude.

Mache kein Glück zum Mittel eines zweiten Glückzwecks. Sei also mit einem seligen Reisetage zufrieden, ohne ihn zu etwas andrem anzuwenden, das doch nicht seliger sein kann. Auch, hat man ein seliges Gefühl im Wirthshaus, soll man nicht nach Erhöhung desselben streben. Gerade durch dieses Streben ändert man die ohnehin änderliche Freude.

#### 7. Kap. Fortsetzung und Schluß des ersten Kapitels.

Sei nur einen Monat lang rein und vernünftig=gut, so erreichst du unter lauter Ruhe und Freude, was die Gewalt=samkeit der Leidenschaft verfehlt.

Aber was verschlägt Trunk oder Leidenschaft, wenn ein Mensch doch darin über seine Bewegungen mit einem Eiszep=ter regiert?

Unter allen Gütern des Seins wird grade das höchste am wenigsten berechnet und geschätzt, das Wollen, das ja

immer bei mir ist, das mich allmächtig wenigstens gegen mich selbst macht, das mich plötzlich aus allen Verlegenheiten (die nur immer die meines Begehrens sind) heraus trägt; das mich in jeder Minute Herr meiner und der Umgebung macht und mir die Ruhe gibt, die jedes Außen verweigert oder erschwert.

Es ist falsch, daß uns etwas überwältigen, überfluthen könne: halte nur dein besonnenes Ich=Auge offen, so mag um dieses Auge in deinem Innern aufbrausen, was will: du siehst es an und siegst. Die Besonnenheit sieht im selben Geiste der Unbesonnenheit zu. Das Wollen hat das Große, daß es allmächtig ist über mich; aber dann auch über alle meine Einwirkungen. Wollen aber hat man umsonst; und wie schön ist es, das Aufbrausende in sich verdeckt zu haben! und zwar gegen die nächsten Geliebten.

Welche Stärke wird nicht langes Ueben geben im Entsagen und Lieben! Und überall kommt es doch nur auf mein Wollen an; und dieses an und für sich hat nichts Schmerzhaftes.

Die für mich schönsten Tage waren die, wo ich mich am meisten beherrschte; und unter allen Gewinnsten, die ich gemacht, ist der der Selberbezwungung (im Ab- und Angewöhnen) in irgend einer Sache der dauerndste und gewisste, den nichts nehmen kann.

Das Eitle, das im Leben ewig wiederkehrt, ist wenigstens durch das Wiederkehren nicht ganz eitel.

Ich bedarf eigentlich in keinem Lebensfalle einer Regel, sobald ich nur gegen niemand als gegen mich kämpfe.

Statt aller einzelnen Regeln denke dir einen großen Menschen vor deine Seele, Herder — Jesus — Gott.

Wir versuchen das so aufgestellte Bild des Dichters noch durch einige aus seinen Selbstbekenntnissen und Mittheilungen der Seinen entlehnte Charakterzüge zu vervollständigen.

„Jede Eigenheit, sagt Jean Paul, wo man nicht die Regeln des gemeinen Lebens befolgt, ist Einseitigkeit, die sich durch Lob oder Selbstbewußtsein verhärtet.“ Dennoch hatte Jean Paul viele solcher „biographischen Eigenheiten,“ die er in frühern Zeiten bei einem Genie so eifrig aussuchte, wie seine Werke. Viele dieser Eigenheiten waren bei ihm aus der Ueberfülle von Liebe und Phantasie geformt. So, wenn er von einem guten Gericht auf seinem Teller immer etwas für den Bedienten übrig ließ; oder kein Rebhuhn oder einen noch so kleinen Leckerbissen genießen konnte, ohne daß das ganze Haus mit aß; oder daß ihn Kleinigkeiten, wie das Böpschen seines Töchterchens, zu Thränen rührten, denen er ohnehin immer nahe stand; wenn er dem gebadeten Hund nicht selbst überließ, sich nach Bedürfniß zu legen, sondern um ihn auf beiden Seiten zu erwärmen, von Zeit zu Zeit umlegte; oder auch, wenn er ihn an sein Frühstück riechen ließ, um ihn, wenn es keines für ihn war, vor vergeblicher Sehnsucht zu schützen. Sein ganzer Umgang mit Thieren, für deren Zümmung er eine besonders glückliche Hand hatte, gehört dahin; denn er verlangte von ihnen in der Einsamkeit des Schreibens nichts, als die Gelegenheit, etwas geben zu können, ohne alle Folge. Dieß Geben war das Grundbedürfniß seiner Seele und fremde Freude galt ihm stets mehr, als eignes Recht. Ja mitten im Schreiben erquickte ihn der Gedanke an die frohen Stunden, die er so manchem unbekanntem Leser jährlich gab.

Diese stete Berücksichtigung der Andern bestimmte ihn

auch, sich, bevor er zu Freunden oder Bekannten, oder auch nur zu den Seinen zu Tische ging, die Gegenstände, deren Besprechen er für sie für interessant hielt, auf einem „Discurszettel“ zu verzeichnen, den er zur Sicherheit bei sich führte. Kam es dann freilich vor, daß das Gespräch seinen eignen Lauf genommen, und er beim Fortgehen auf seinem „Discurszettel“ noch unerledigte Gegenstände fand, so war er wohl etwas unzufrieden, und fuhr sich — ein ihm eignes Zeichen des Mißvergnügens — mit der flachen Hand vom Kinn nach der Stirne und über den Kopf.

Er hatte einen natürlichen Hang zum Wunderbaren, so daß ihn sogar der Widerspruch gegen das nur Ungewöhnliche verdross, z. B. wenn J. St. Fond antediluvianische Knochenreste zu denen der jetzigen Thierwelt machen wollte. Ausgezeichnete Tage im Kalender, z. B. Quatember 20., waren für ihn bedeutende; weil er, wie er selber sagte, in seinem frühern Leben nichts Großes hatte, als die Natur, keine große Gesellschaft, keinen Menschenglanz u. s. w. Damit stand in genauester Verbindung sein Hang, das Wetter nach den meteorologischen Beschaffenheiten der bedeutenden Kalendertage vorauszusagen. So oft ihm nun auch dieß Prophetenamt mißglückte, so gab er doch den Glauben daran nicht auf, und wenn er auch mit der ihm eignen Anmuth über etwaige Fehlverkündigungen scherzen konnte, so war er doch wirklich an dieser Stelle empfindlich und duldete wegen einzelner Unfälle keinen Angriff auf das System, selbst nicht leicht im Spaß. Darum legte er auch den Träumen einen besondern Werth bei, so daß er sich für die seinigen ein besonderes Buch hielt; wobei freilich nicht zu übersehen, daß rein anthropologische Zwecke mitbestimmend wirkten. Dagegen nahm ein andrer Glaube ihn fast mit der

Gewalt des Wunderglaubens ein: der Glaube an die Zwei. Nach seiner Meinung oder Erfahrung wiederholte sich ein Erlebnis einmal gleichartig (das war die Zwei, oder das „Wunder des Dualismus,“ wie er's nannte) und dann sicher ungleichartig (oder nicht mehr). Er hatte sich für die Beschreibung solcher, seinen Glauben bestätigenden Fälle ein eigenes Heft angelegt, in welchem u. A. angezeigt sind: „An einem Tage zweimal falsche Kistchen an mich, dann das wahre.“ „Zweimal zu Gevatter gestanden in einem Jahr.“ „Zwei Karolinen heirathen wollen; und nur die dritte geheirathet.“ Hätte freilich die dritte nicht Karoline, sondern etwa Emilie geheißen, so hätte das System gesagt: „Zwei Karolinen heirathen wollen, eine Emilie geheirathet.“ Ebenso finden wir unter diesen Wundern des Dualismus aufgezählt, wenn schon die erste Wiederholung einen Gegensatz bildet, z. B. „Verlieren der silbernen Gabel und Ausliefern des silbernen Löffels.“

Jean Paul war sein eigener Arzt und hielt sorgfältig Wache und Rechnung über seinen Körper, den er nie als Mittel für den Genuß, sondern allein als Werkzeug für geistige Thätigkeit ansah und behandelte. „Wie oft habe ich mir gewünscht, schreibt er, daß ein Andern für mich esse und besonders tränke, damit ich nichts bekäme als den Wein- und Kochgeist, um nachher fortzufahren auf dem Papier. Essen, Trinken, Geld, ja Gesundheit sind mir nichts in der Wage der ästhetischen Arbeit; für diese hingegen esse, trinke ich u. Nur die Genüsse der Natur, der Religion behaupten ihre eigene Herrschaft.“ Da er enthielt sich oft bei Gastmälern des Trinkens, „um nicht die Kraft durch Trinken ohne Schreibzweck abzustumpfen.“ Er war sehr eingenommen für das Sy-

stem der Homöopathie und sammelte Erfahrungen und Belege; ebenso für den Magnetismus, dessen Heilkraft er in einzelnen Fällen selbstthätig erprobt hatte. Er hatte sowohl für das Maß als für die Reihenfolge des täglichen Getränkes eine Ordnung festgesetzt und hielt sie mit medizinischer Strenge ein. Leider wirkten später sowohl Bier, als Wein nachtheilig auf seine Nerven, so daß er, in der Meinung „Giftbiere“ und „Giftweine“ zu erhalten, mit den Sorten, und zuletzt mit der Lebensordnung wechselte, in die er statt des Weines Gesundbrunnen aufnahm. Aus dieser medicinischen Selbstbeobachtung ging die merkwürdige Schrift hervor, die als „Vorbericht zum eignen Sectionsbericht“ veröffentlicht ist, und in welcher Jean Paul mit anatomisch-pathologischer Genauigkeit von seinem Körper Rechenschaft gibt.

Welchem Leser Jean Paulscher Schriften ist bei ihm nicht die nahe Nachbarschaft und Verbindung ganz entgegengesetzter Stimmungen aufgefallen? Sie findet einigermaßen Erklärung in der eigenthümlichen Doppelnatur des Dichters, der mitten im Erschaffen komischer Darstellungen über die Kinder neben sich, die den Tod seines Bruders nachspielten, weinen und doch fortscherzen konnte auf dem Papier. Vielleicht wirkte eine andere Eigenthümlichkeit auch unvermerkt zu demselben Ende. Im Gegensatz gegen „Gothe, der (auf Reisen) alles bestimmt auffaßte,“ meinte Jean Paul von sich, „daß ihm alles romantisch zerfließe.“

„Wenn mich eine Empfindung ergreift, daß ich sie darstellen will, so dringt sie nicht nach Worten, sondern nach Tönen und ich will auf dem Klavier sie aussprechen.“ Grade in dieser scharfen Scheidung von Empfindung und Anschauung und ihres Ausdrucks liegt, wenn nicht die Nothwendig-

keit, doch die Möglichkeit jener so oft gerügten grellen Kontraste. Uebrigens war Jean Paul nicht nur eine musikalische Natur, sondern sehr musikalisch und fand namentlich im Phantastieren auf dem Klavier eine eigenthümliche, schmerzliche, nicht selten bis zum heftigsten Weinen gesteigerte Freude. „Nichts erschöpft und rührt mich mehr, schreibt er, als das Phantastieren auf dem Klavier. Ich könnte mich todts phantastieren. Alle untergesunkenen Gefühle und Geister steigen herauf; meine Hand und mein Auge und Herz wissen keine Grenze; endlich schließ' ich mit einigen ewig wiederkehrenden, aber zu allmächtigen Tönen.“

Ungeachtet dieser Ueberfülle der Empfindung und dem brausenden Strömen der Phantasie war Klarheit und Besonnenheit bei allen Lebensverhältnissen ein vorherrschender Charakterzug von ihm, so daß er an die Spitze seiner Bekenntnisse schreiben konnte:

„Mein Dank an Gott: Du hast mir jene Klarheit gegeben und Stille über alle Wogen des Herzens und der Zeit! Ich sehe und fühle zugleich, und beides gleich stark. Ich war kein Kalter, wenn ich philosophierte und die Geseze der Darstellung erwog; ich war kein Heißer, wenn ich mit Thränen im Auge nie erlebte Szenen der Wonne und Liebe darstellte. Ich wußte immer alles; und sogar im Sterben werde ich bemerken, daß ich sterbe und also nicht mehr bemerke. Doch letzteres ist mir einerlei; ob ich vergehe, wenn ich nur gehe; oben bleibt mir doch der treu, der nie vergeht, weil er nie entsteht!“